

# Ein Stückchen Stoff und doch viel mehr

Angetreten zum Appell: Tim Marshall stößt in der Geschichte der Flaggen und stößt dabei auf skurrile und verstörende Fälle.

Von Hannes Hintermeier

Fahnen sind sichtbar gemachter Wind, notierte Elias Canetti. Wenn sie nur das wären, könnte man es bei diesem poetischen Bild belassen. Im politischen Alltag sind sie rund um den Globus viel mehr – Symbole für Nationalstaaten, die mit ihnen angeblich in den Nationalcharakter eingeschriebene Eigenschaften kommunizieren. Andere Flaggen sind Friedens- oder Hilfsangebote, Signale und Handlungsanweisungen. Im Namen politischer Flaggen wird gemordet und gestorben, ihr Missbrauch, gar ihre Zerstörung stehen in vielen Ländern unter empfindlichen Strafen. Wer eine Flagge – und sei es aus Versehen – verkehrt herum

**Tim Marshall: „Im Namen der Flagge“. Die Macht politischer Symbole.**

Aus dem Englischen von Birgit Brandau. dtv Verlagsgesellschaft, München 2017. 320 S., Abb., geb., 24,- €.

hisst, wird ebenso Probleme bekommen wie, wenn sie beim Einholen den Boden berührt. „Wer öffentlich, in einer Versammlung oder durch Verbreiten von Schriften die Farben, die Flagge, das Wappen oder die Hymne der Bundesrepublik Deutschland oder eines ihrer Länder verunglimpft, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft“, heißt es im deutschem Gesetz. Ähnlich regeln das Frankreich, Italien, Österreich, die Schweiz und China.

Was immer Flaggen also für den Einzelnen bedeuten, ernst zu nehmen sind sie in jedem Fall. Das immerhin macht der englische Journalist Tim Marshall in seinem Buch „Im Namen der Flagge“ deutlich. Marshall ist hierzulande mit dem Band „Die Macht der Geographie“ (2015) bekannt geworden. Nun legt er nach, mit einer Mischung aus Geschichtsbuch, Wikipedia, Anekdote und Reportage. Er kann den langgedienten Auslandskorrespondenten, der für BBC und Sky viele Länder bereist, vier Bücher und diverse Beiträge in führenden Blättern seines Landes veröffentlicht hat, nicht leugnen.

Das gründelt nicht immer tief und kippt gelegentlich in verkrampfte Lockerheit („Zeit für eine Pause. Was uns zur italienischen Flagge bringt. Mittagessen ist angesagt.“). Aber Marshall will kein akademisch fundiertes Nachschlagewerk liefern, sondern aus dem prallen Leben erzählen. Das beginnt mit der amerikani-

schen Flagge und deren Kultstatus. Den Umgang mit den Stars and Stripes regelt ein Buch, darin auch Vorschriften für die richtige Manier, sich von einer zerschlissenen Flagge zu verabschieden. Zur Zeremonie gehörten ein Feuer, das mit vier Holzarten entfacht werden soll (Mammutbaum, Walnuss, Zeder, Eiche), sowie feierliche Sprüche. Man hat es zweifellos mit religiös überhöhter Verehrung zu tun.

Auch die Bewohner des Vereinigten Königreichs genießen (noch) den Vorzug, sich unter dem Banner des Union Jack versammeln zu können: „Diese eine Flagge ist das einzige Objekt, das die gesamte nationale Identität repräsentiert“, zitiert der Autor den britischen Vexillologen Graham Bartram. Lateinisch „vexillum“ (Fahne) gab der Flaggenkunde den Namen. Ein Blick in die Statistik: 193 Mitgliedstaaten haben die Vereinten Nationen, etwa ein Drittel dieser Flaggen operiert mit religiösen Symbolen. „Von diesen vierundsechzig hat ungefähr die Hälfte ein christliches Symbol, und einundzwanzig haben ein islamisches.“ Die Zahl der

Flaggen, die das Kreuz verwenden, bezieht Marshall mit zweieinunddreißig, die meisten davon in Europa. Die Rolle, die Flaggen für populistische Bewegungen spielen, streift das Buch nur. Entspannt sieht der Autor jedenfalls die Hinwendung der Deutschen zu ihrer Flagge im Verlauf der Fußball-Weltmeisterschaft 2006: „Der langsam aufkeimende Nationalismus aufgrund der Flüchtlingskrise hat eine andere Qualität als die mörderische Hysterie der Vorkriegszeit und überwiegend nicht die Neigung, sich mit der Nationalflagge zu schmücken.“

Ein Streifzug durch die Entstehungsgeschichten diverser Landesflaggen behandelt die Farben Arabiens und die neuen Identitäten der Länder in den Vor- und Hinterhöfen Russlands. Die größte Flagge der Welt weht in Dschidda. An einem 171 Meter hohen Mast hängt eine mehr als 1600 Quadratmeter große und 570 Kilogramm schwere Flagge Saudi-Arabiens. Marshall beschränkt sich nicht nur auf Staatsflaggen, sondern widmet sich auch Organisationen wie dem Roten Kreuz

oder der Nato, der Zielflagge und der olympischen Flagge. Ausführlich geht er auf „Flaggen der Angst“ ein, wie sie zuletzt erfolgreiche Terrororganisationen wie der „Islamische Staat“, zuvor bereits die Hizbullah, Hamas, Fatah oder die Al-Aqsa-Märtyrer-Brigaden eingesetzt haben. Ähnliche Schrecken hat wohl nur die Piratenflagge verbreitet und tut dies bis heute. Ihr Konterpart, die Parlamentärflagge genannte weiße Fahne als Zeichen der Feuerpause, des freien Geleits oder der Kapitulation, genießt deshalb hohen Schutz: Deren Missbrauch zählt zu den schändlichsten Verbrechen.

Es gibt Fahnen mit hohem Wiedererkennungswert und Beliebtheitsgrad wie etwa die brasilianische, wenig bekannte wie die Mazedonische, ästhetisch überragende wie jene Südkoreas, und es gibt Flaggenfamilien wie jene der skandinavischen Länder und die viele Variationen der gleichen Farben aufweisenden Flaggen der Länder Afrikas. Welche Wucht Flaggen entwickeln, illustriert Marshall mit einer Szene aus einem Fußballstadion

in Belgrad, wo 2014 nach fast fünfzig Jahren zum ersten Mal wieder die serbische gegen die albanische Nationalmannschaft antrat. Mittels einer Drohne wurde eine Fahne über dem Spielfeld abgeseht, die eine Karte von Großalbanien zeigte, den doppelköpfigen schwarzen Adler des Landes und Porträts zweier Freiheitskämpfer. „Die Botschaft lautete“, schreibt Marshall, „dass die Albaner, die sich als Nachfahren der Illyrer des vierten vorchristlichen Jahrhunderts betrachten, die rechtmäßigen Bewohner der Region seien – und nicht die Slawen, die erst im sechsten Jahrhundert nach Christus kamen.“ Im Stadion brach ein Tumult aus, die Politik zog nach.

Der englische Originaltitel „Worth Dying For“ klingt vollmundiger als die deutsche Übersetzung des Titels. Letztlich aber wird nicht nur diese Frage weiträumig umfaren: Warum setzen Menschen für Flaggen ihr Leben aufs Spiel? Welche Rolle spielen sie in einem Europa, in dem überall nationalistische Parteien auf dem Vormarsch sind? Darüber erzählt Marshall am Ende dann doch zu wenig.



Die deutsche Flagge, beschädigt als Aufkleber an einer Tür eines Jeeps: Der Schriftzug ist persisch und heißt Deutschland (Alman).

Foto Star Media

# Provinz ist überall

Afrika gilt als abgehängter Erdteil. Achille Mbembe aber blickt von ihm aus auf die Zukunft der Weltgesellschaft.

Von Dietmar Dath

In der neuesten deutschsprachigen Veröffentlichung des kamerunischen Politologen und postkolonialen Weltgesellschaftskritikers Achille Mbembe erinnert vieles an bekannt Seichtes wie Tiefes, wenn man in den letzten vierzig Jahren genug an Texten über die jüngere historische Entwicklung des globalen Sozialen zusammengelesen hat: Wortschöpfungen wie „Narkotherapie“ oder „Nanorassismus“ zum Beispiel, die schon in Merve Bändchen der frühen Achtziger bis späten Neunziger hätten stehen können, oder Klagen über die „Intensivierung der Instrumentalisierungsbeziehungen“, die sich wie sprachlich frisch verchromte Verdinglichungsbeschwerden aus der studententbewegt flüchtigen Adorno- oder Marcuse-Lektüre ausnehmen. Wenn schließlich von der „immer weiteren Ausbreitung des, wie man sagen könnte, elektronischen Lebens und seines Gegenstücks, des roboterhaft angepassten Lebens“ die Rede ist, fühlt man sich an den beschaulich-verschlafenen Waldrand westlich-nördlicher Kulturkummerklischees versetzt, wo George Orwell und Jean Baudrillard einander gute Nacht sagen.

Diese Splitter handelsüblicher Zeitdiagnosen, wie sie jede Aufzählung des irgendwie Bedenklichen enthält, die in Europa, in den Vereinigten Staaten oder sonst an irgendeinem Ort, an dem westliche und nördliche Denkerinnen und Denker ihresgleichen zitieren, wirkten noch nie so provinziell wie hier bei Mbembe. Das rührt jedoch daher, dass der weite Horizont seines Textes all jenes westliche und nördliche Denken zwar mit einschließt, aber eben auch der tatsächlichen Provinzialität überführt. Die „Welt dekolonisieren“, Mbembes großes Projekt, heißt eben

**Achille Mbembe: „Politik der Feindschaft“.**



Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Suhrkamp Verlag, Berlin 2017. 235 S., geb., 28,- €.

auch: zeigen, dass das, was sich der Norden und Westen so denkt, zwar nicht falsch sein muss, aber doch nur ein Teil einer zutreffenden Beschreibung des Gegebenen sein kann.

Die üblen Erfahrungen, die Menschen aus anderen Erdteilen seit dem Kolonialismus mit denen aus dem Norden und dem Westen gemacht haben, schlagen derzeit nicht nur in katastrophischen Kriegs- und Migrationskaskaden auf alles Westliche und Nördliche zurück.

Es zeigt sich überdies, dass die erdumspannende Durchsetzung bestimmter westlicher und nördlicher gesellschaftlicher Funktionsprinzipien im Ökonomischen und Politischen seit dem Ende des Ost-West-Konflikts keineswegs dazu geführt hat, dass überall Wohlstand, Menschenrechte und Demokratie einkehren. Sie hatte vielmehr zur Folge, dass diese drei Ideale auch im Westen und Norden der Lebenswirklichkeit viel zu vieler Menschen täglich ferner rücken, während für überwunden gehaltene vormoderne Sozialtatsachen sich im Augenblick des scheinbaren Triumphs der West- und Nordmoderne machtvoll zurückmelden: von der Religion bis zu „Formen der Gruppenbildung und des Kampfes“, die Mbembe bei der Rückbildung der modernen, abstrakten politischen Unterscheidung zwischen „Freund und Feind“ in ihre atavistischen Urformen rund um die Differenz zwischen „Verwandten und Nichtverwandten“ entdeckt.

Seit seinem im Jahr 2000 auf Französisch, aber erst 2016 auf Deutsch erschienenen Hauptwerk „Postkolonie“ hat Mbembe vorausgesehen und – gesagt, was der Triade Nordamerika, Westeuropa und Asien blüht, wenn sie eine fürs postkoloniale Denken wesentliche Einsicht nicht mitvollzieht. Diese Einsicht betrifft den Umstand, dass die Triade und alle übrigen irdischen Regionen zu einem Weltsystem gehören, in dem ein riesiger Kontinent namens Afrika, wie es in „Postkolonie“ heißt, durch die vom Kolonialismus hinterlassene „allgemeine Konfiguration des Marktes, die industrielle Basis, die Struktur der Beziehungen zwischen Bürokratie und lokaler Geschäftswelt sowie das Wesen ihrer jeweiligen Allianzen mit multinationalen Firmen“ daran gehindert war, die „Umstrukturierung und Umstellung der Industrie zum Hochtechnologie-sektor, Diversifizierung der Dienstleistungen, Eroberung neuer Märkte und das Anzapfen neuer Finanzflüsse“ mitzuvollziehen – also nicht an jener Entwicklung teilzuhaben, die den asiatisch-pazifischen Teil der Triade vor dem Absinken ins Chaos vorläufig gerettet hat. Das neue Buch sagt noch einmal, welche „Politik der Feindschaft“ aufkommt, wo der praktische Weltbegriff der Reichsten zu eng bleibt – und dass daraus eine böse Weltwirklichkeit folgt, der niemand widerentkommen können.

# Notizen aus einer vergangenen Zukunft

Von Alexander Gallus

Walter Kempowskis „Echolot“ beginnt mit einem Eintrag Hitlers. Von der Hebung eines unbekanntem Verschütteten kann angesichts seiner traurigen Berühmtheit kaum die Rede sein. Die „Verborgene Chronik“ kennt dagegen keine Stimmen von Prominenten, sondern bietet eine Collage von Gedankensplittern und Erfahrungsberichten bislang Namenloser. Und doch ähneln Grundgedanke und Komposition jenem „kollektiven Tagebuch“, das Kempowski 1993 für die ersten beiden Monate des Jahres 1943 zusammengestellt hat. Die aktuelle Chronik ist freilich kürzer, behandelt vier Jahre auf gut achthundert Seiten, während es vier Bände auf rund dreitausend Seiten für den viel kürzeren Zeitraum bei dem aus Rostock stammenden Schriftsteller sind.

Appropos Schriftsteller: Handelte es sich beim „Echolot“ um ein literarisches Werk oder eine historische Quellensammlung? Ein Streit, wie er rund um die Würdigung des „Echolots“ entflammte – galt es den einen als „eine der größten Leistungen der Literatur unseres Jahrhunderts“ (Frank Schirrmacher), so den anderen als ein dem Telefonbuch gleichender „Haufen an Text“ (Marcel Reich-Ranicki) –, dürfte im Falle der „Verborgenen Chronik“ ausbleiben. Allein schon deshalb, weil die Editoren Lisbeth Exner und Herbert Kapfer, eine Publizistin und ein Rundfunkredakteur, nicht dem belletristischen Gewerbe zuzurechnen sind.

Auf den Charakter eines Sachbuchs deutet zudem der fast hundert Seiten umfassende Anhang hin, der – mindestens in den Proportionen – deutlich über jenen bei Kempowski hinausreicht. Es finden sich darin Kurzbiogramme der Tagebuchschreiber, Erläuterungen zu Auswahl und Gestaltung der Edition, eine Zeittafel, die den allgemeinen Zeitläuften die Chronik-Berichte gegenüberstellt, und ein Ortsregister. Gleichwohl bleibt es ein Zwischenformat, das sich von einer auf Fußnoten

Der Erste Weltkrieg aus der Sicht von bislang Namenlosen: Lisbeth Exner und Herbert Kapfer heben Erinnerungsschätze aus dem Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen.



Seite für Seite: Tagebücher taugen auch als Zeitzeugen. Foto Deutsches Tagebucharchiv

gestützten wissenschaftlichen Edition unterscheidet, die nach detaillierten Hinweisen zu Herkunft und Einordnung der Dokumente ebenso wie zu nachträglichen Glättungen und Lesespuren verlangt.

Auch wenn dieses Werk auf einen bleischweren Forschungsapparat verzichtet, fordert es einiges von seinen Lesern, nämlich Dissonanzen zu ertragen, Orts- und Gedankensprünge, nüchterne Beobachtungen ebenso wie ungebremste Gefühlsausbrüche nachzuvollziehen, ohne sich an einer durchgehenden Geschichte als Leitfadens festhalten zu können. Insofern mag man hinter Alexander Kluges im Vorwort zitierten an sich klugen Satz „Alle Lebensläufe gemeinsam bilden eine unsichtbare Schrift“ ein Fragezeichen setzen.

Statt ein solches dem Auge entzogenes Band zu knüpfen, sind es eher stroboskopartige Schlaglichter, die auf das Leben im Gefangenenlager in Frankreich, Japan oder Russland fallen, dann wieder auf mal kampfende, mal kriechende Kreaturen unterhalb eines „Hornissenschwarms von Maschinengewehrkegeln“ in den Schützengräben, aber auch auf Entbehrungen und Liebesbedürfnisse der Soldaten oder auf den Urlaub in der Heimat und die Sehnsucht nach ihr. Hoffnung und Enttäuschung, Lebens- und Mordlust, Freude und Verzweiflung, die Erwartung an Heilsbotschaften und die Ernüchterung gegenüber Propagandalügen wechseln einander ab.

Manches Mal gleicht dieser Chor von im Grunde anonymen Stimmen einer zeitversetzten Fuge, bevor die polyphone Unordnung wieder durchbricht, ohne dass ein Solist den neuen Grundton setzt. Anders als bei Kempowski fehlt neben den Äußerungen der vielen bislang Unbeachteten ein Refugium der Vertrautheit mit alten Bekannten, die bei ihm von Thomas Mann und Ernst Jünger über Alfred Polgar und André Gide bis zu Heinrich Himmler und Adolf Hitler reichen. Und doch oder gerade deswegen ist es Exner und Kapfer gelungen, einen Schatz der Erinnerungen zu heben, durch den wir ganz

spürbar in die von den Zeitgenossen erfahrene Geschichte eintauchen können.

Es ist der Schatz von Emmendingen. Dort ist unweit von Freiburg der Sitz des Deutschen Tagebucharchivs, aus dem mit einer Ausnahme die einhundertelf genutzten Diarien stammen. Am Anfang steht Siegfried Eggebrecht, ein Feldgeistlicher zunächst an der West-, dann an der Ostfront, und mit ihm die Zuversicht. Angesichts der deutschen Kriegserfolge des Jahres 1914 glaubte er an einen baldigen Sieg und notierte am 1. Januar 1915 in seinem Tagebuch: „Wir leben hier alle von der Zukunft.“

Ob optimistisch oder – bald dominierend – pessimistisch gestimmt, in jedem Fall war es die ungewisse, Chancen und Risiken bereithaltende Gegenwart der Zeitgenossen. Es war in den Worten des großen Historikers Reinhart Koselleck deren „vergangene Zukunft“, geprägt vom Wechselspiel aus „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“. Pro Kalendertag gibt es einen Eintrag unterschiedlicher Länge und Temperierung: mal wenige Zeilen, mal mehrere Seiten, mal protokollartig, mal als Ausdruck eines „Tagebuchfiebers“, von dem eine Autorin spricht. Äußerungen von Eggebrecht und einigen anderen Akteuren, die ein hohes Wahrnehmungs- und Reflexionsvermögen besaßen, finden sich über die gesamten Jahre verteilt abgedruckt, während es im Falle anderer Autoren bei punktuellen Einträgen bleibt.

Neugierig beim Stöbern durch die Seiten machen die Kolummentitel, die für jeweils zwei Seiten ein Stichwort aus den Tagebuchnotizen aufgreifen und so zum Einstieg in die Lektüre an fast beliebiger Stelle anregen. Eine kleine Auswahl: Brausebadeinrichtung, Chlorkalk, Dackelmachen, Etappenschweine, Franzmann, Führerrolle, Gotterbarmen, Gnadensonne, Grünkranzgas, Heeresgasschule, Heldentat, Hundeleben, Kartoffelmann, Kulturbedienung, Lachsalmen, Lausebett, Lügenmeldungen, Lungensepe, Männergemeinden, Märchenland, Marine-

schweine, Menschenknäuel, Möhrenkaffee, Morphiumspritzen, Niemandsland, Offensgeist, Riesenendkampf, Runkelrüben, Schützenlöcher, Sturmsappen, Tankkünstler, Umstürzler, Zukreuzkriecherei. Die letzte Seitenüberschrift lautet passenderweise „Augenblick“, versammelt diese „Chronik“ doch Momentaufnahmen voller Authentizität und Lebendigkeit, bei aller Morbidität, die jene Kriegs- und Krisenzeit stets überwölbt.

Eines kennt dieser Band, kennen seine Akteure nicht, und das sind Stillstand und Teilnahmslosigkeit. Der Schützengraben war keine Nische des Rückzugs. Die Zeiten waren insofern eine Zumutung für jeden Einzelnen, der es schwer hatte, als Individuum zur Geltung zu kommen. Selbst die Revolution 1918/19, mit der die bis in den Januar 1919 reichende Chronik endet, kam manchem wie ein lawinenartiger Zusammenbruch und nicht als eine aktiv von Menschenhand gestaltete Geschichte vor.

Fürchteten die einen das „rote Gift“ und freuten sich unverhohlen über die Ermordung Luxemburgs und Liebknechts, so hofften andere auf die friedvolle Neugestaltung einer verdrehten Welt. Die „Verborgene Chronik“ hält auch manch zaghaftes Zeugnis für das neue Verlangen nach Freiheit und Emanzipation parat. Welche weiteren Eindrücke die Tagebuchschreiber beim Betreten jenes zwischen den Zeiten angesiedelten „Traumlands der Waffenstillstandsperiode“, von dem Ernst Troeltsch einst sprach, wohl gesammelt und notiert haben? Die Schatzsucher von Emmendingen bleiben gefordert.



**Lisbeth Exner und Herbert Kapfer: „Verborgene Chronik 1915–1918“.**

Herausgegeben vom Deutschen Tagebucharchiv. Galiani Verlag, Berlin 2017. 816 S., geb., 38,- €.